



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tschirch, Otto: Johann Friedrich Reichardt : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

unter dem Titel „Die Organisation des Deutschen Buchhandels, seine Gegner, seine Zukunft“ einen Vortrag gehalten, der in den Nummern 32, 41, 47 des Jahrgangs 1904 des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel“ abgedruckt ist und auch im Sonderabdruck erscheinen wird.

Endlich sei noch einer Artikelreihe gedacht, die der Herausgeber der Hochschulnachrichten, Dr. von Salvisberg, unter dem Titel: „Das Preisartell des deutschen Buchhandels“ in seinem Blatte veröffentlicht, und die in Kürze ebenfalls als Sonderabdruck erscheinen wird.



## Johann Friedrich Reichardt

Von Otto Tschirch

(Schluß)



enig Jahre darauf brachte der Tod Friedrichs des Großen für Reichardts Leben eine entschiedne Wendung. Die Nachricht erreichte ihn, als er gerade von einer künstlerisch erfolgreichen, aber durch finanzielle Enttäuschungen getrübtten Reise nach Paris zurückkehrte. Sogleich eilte er von Hamburg mit Kurierpferden nach Berlin, stellte sich Friedrich Wilhelm dem Zweiten vor und verherrlichte das Leichenbegängnis des alten Königs durch eine von Luchefini gedichtete Trauerkantate voll einfach großer, erhabner Stimmung. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweiten erweckte in Reichardt reiche künstlerische Hoffnungen. Der neue König hatte in der Musik einen vielseitigen Geschmack. Er pflegte neben der großen italienischen Oper auch die deutsche Oper und die französische Operette. Das bisher kümmerlich vegetierende deutsche Theater erhob er zum Nationaltheater und unterstützte es reichlich. Für das Opernhaus begann eine Blütezeit, worin die trefflichsten Werke Reichardts aufgeführt wurden. Den Höhepunkt seiner Opernkomposition bedeutet die große Oper *Brennus*, die zum Geburtstage des Königs im Oktober 1789 zur ersten Aufführung kam. Hier war es Reichardt, der seine ganze reife Künstlerkraft eingesetzt hatte, gelungen, einen großen Erfolg zu erringen. Der nach der bekannten antikisierenden Schablone zusammengeschriebne Text, der die Belagerung Roms durch die Gallier zum Vorwurfe hat, ist freilich mehr als kläglich. Aber trotz der unwahrscheinlichsten Großmutzzenen weckte die Fabel doch einen gewaltigen patriotischen Widerhall. In den Oden Ramlers und anderer preußischer Poeten war der Name *Brennus* für Preußen üblich und vertraut, denn in der königlich preußischen Mythologie galt *Brennus* als der Gründer *Brennaburgs* und somit des preußischen Staates. So war denn der trotzige gallische Eroberer, der durch den berühmten Bassisten Fischer mit seiner großartig ehernen und doch beweglichen Stimme dargestellt wurde, den Berlinern der Genius der stolzen Preußenmacht, und wenn der Gallierkönig in seiner großen Arie dem übermütigen Rom Fehde bis zur Vernichtung ankündigte, wenn der effektvolle Triumpheinzug

der Gallier in Rom von drei zugleich über die Bühne ziehenden Musikchören ausgeführt wurde, so jubelte ganz Berlin dieser Apotheose des fridericianischen Kriegerstaats zu.

In prachtvoller Ausstattung ging das Werk mit einer heroischen, schwungvollen Musik in Szene. Der musikalische König ließ es sich nicht nehmen, bei den Proben im Orchester am Cellopult seinen Platz zu nehmen, und er klatschte von dort der Sängerin Lebrun zu, wenn sie in der schönen Arie der *Hostilia* alles entzückte. Das Werk selbst bezeichnete einen großen Schritt über den Stil Haffes und Grauns hinaus, wenn es auch trotz der Nachahmung Glücks mit seinem pomphaften Ton und seinen effektvollen Koloraturen von der antiken, keuschen Einfachheit und Größe des Vorbilds fern blieb.

Zugleich schuf Reichardt Musiken für das deutsche Nationaltheater. Die höchst groteske Komposition der Hexenszenen zu *Macbeth* wirkte hinreißend und weckt noch jetzt, obgleich sie längst von der Bühne verschwunden ist, die Bewunderung von Kennern. Von besondrer Bedeutung aber sind die deutschen Singspiele Goethes: *Erwin und Elmire*, *Jery und Bätely*, *Claudine von Villa Bella* u. a. Man merkt es vor allem dem ersten Werk an, daß, wie Reichardt selbst in der Widmung sagt, er dem unsterblichen Genius des edeln, großen Mannes den frühen Schwung dankt, der ihn auf die höhere Künstlerbahn erhob. In diesem Singspiel finden wir die entzückende Bearbeitung des „Beilchens,“ die in ihrer duftigen Zartheit, in ihrer einfachen Unmut sogar neben Mozarts Meisterwerk ihre Stelle behauptet. Und daneben ein wie reicher Blumenflor einfacher, aber oft ergreifender Melodien zu Goethes schönsten Liedern, die im anregenden Verkehr mit dem großen Dichter entstanden sind. Von tausend Liedern Reichardts sind hundert zu Goethischen Texten gesetzt. Und so volkstümlich er bleibt, es ist doch eine unendliche Steigerung in seinem Schaffen. Lieder wie „Kennst du das Land,“ „Nur wer die Sehnsucht kennt,“ „Tage der Wonne,“ „Dem Sturm, dem Regen, dem Schnee entgegen,“ „Die schöne Nacht“ erschöpfen bei aller Einfachheit den Stimmungsgehalt des Textes; und Balladen wie „Der König von Thule“ und der genial erfaßte „Erlkönig“ packen bei gutem Vortrage immer wieder.

Um das Jahr 1790 ist der Höhepunkt in Reichardts Erfolgen und in seinem Schaffen erstiegen. Bald zogen sich finstre Wolken zusammen, die seine Berliner Stellung ebenso wie die ihm wertvollen Beziehungen zu Weimar bedrohten. Mancherlei Bühnenränke, die Wandelbarkeit der Hofgunst, Ärgernisse und Kämpfe, die sein stolzer und unbesonnener Charakter hervorrief, verleiteten ihm die Stellung am Hofe, obwohl der König selbst sowohl als seine einflußreiche Favoritin, die Riez (Gräfin Lichtenau), ihm lange gewogen blieben. Sander erzählt nach Reichardts eignen Äußerungen (in einem Brief an Vöttiger), die Lichtenau habe ein Urlaubsgesuch des Kapellmeisters, das Schwierigkeiten fand, bei dem Könige mit den Worten durchgesetzt: „Majestätchen, du mußt!“ Da zog die französische Revolution, die den freidenkenden Mann auf das tiefste ergriff, ihn in ihre gefährlichen Strudel. Wie so viele geistig regsame Preußen sah Reichardt mit seinem leicht entzündlichen Sinn in dieser weltgeschichtlichen Bewegung die Vollendung des Werks Friedrichs des Großen, den Sieg des

Lichts. Während eines jahrelangen Urlaubs von seinem Hofamte, den er, wie er selbst erzählt, durch die Fürsprache der Madame Riez erhielt, reiste er mit seinem Stiefsohne Wilhelm Hensler nach Paris, um die Revolution an der Quelle zu studieren.

Seine Eindrücke legte er nieder in den 1792 anonym erschienenen vertrauten Briefen über Frankreich, die auf dem Titelblatte die rote Jakobinermütze in einem von der Trikolore umwundenen Eichenkranz zeigen. Zuerst erscheint er ganz blind der jakobinischen Partei ergeben. Beim Überschreiten der Grenze heftet er mit Wonne die dreifarbige Kokarde an den Hut, lernt sogleich das französische Revolutionslied *Ca ira* und preist, indem er seine Bewunderung darüber ausspricht, wie wenig Blut die Revolution bisher gekostet habe, die Liebenswürdigeit der Nation, mit der man wohl Glück und Trübsal teilen möchte. Allmählich mäßigt sich der Ton der Lobrede, er gewinnt ein Auge für die Greuel der Anarchie, schreckt vor dem frechen Lobe des Königsmordes zurück und sieht es für ein großes Unglück an, wenn die Nationalversammlung das Volk für die Republik gewönne und Frankreich so in ein neues Chaos stürzte.

Wie Mirabeau wünscht er die Herstellung einer gemäßigten aber kraftvollen Monarchie und beklagt den Tod dieses trefflichen Steuermannes, der Frankreich durch die Stürme hätte leiten können. Sein Bildnis stellte er in seinem Arbeitszimmer neben dem von Pichegru und Charlotte Corday auf.

Wir wissen nicht, ob die Verfasserchaft der freimütigen Reisebriefe am preußischen Hofe ruchbar wurde. Zunächst hat Reichardt keine Verfolgung erfahren. Er war damals von Berlin fern und hielt sich, wenn er nicht auf Reisen war, in Siebichenstein auf, wo er mit dem Gelde seiner Gönnerin, der Fürstin von Dessau, ein Gütchen gekauft hatte, das er bald genug zu einem kleinen Paradies umschuf. Seine dauernde Abwesenheit von der Residenz lockerte seine Beziehungen zum Hofe. Sein hochfliegender Künstlerstolz und seine kecke Zunge taten das übrige, um so mehr, als er sich seine ehemalige Freundin, die Riez, durch Unbesonnenheit entfremdet hatte. Als er, fast schon vergessen, zurückkehrte, erregte er durch unvorsichtige revolutionäre Äußerungen Anstoß, die durch übelwollende Zwischenträgerin des Kanzlers der Universität Halle, von Hofmann, und der Riez vor die Ohren des alles Jakobinertum verabscheuenden Königs gebracht wurden. Er verlor seine Stelle, mußte sich in die Verbannung aus dem Glanze des Hofes finden, den seine epikuräische Künstlernatur schwer vermißte, und lebte seitdem abwechselnd in Neumühlen bei Hamburg oder auf seinem Landsitz in Siebichenstein.

Mutig vertrat er seine mißliebigen Ansichten über die französische Revolution weiter und wagte es sogar, in Berlin ein Journal „Deutschland“ herauszugeben, das die lebhafteste Teilnahme für die französische Freiheit nicht verleugnete. Gleichzeitig ließ er in Altona in Gemeinschaft mit Peter Poel die Zeitschrift „Frankreich“ erscheinen, die ein Organ der Hamburger und der in Paris lebenden deutschen Republikaner wurde und bald ohne seine Mitarbeit weiter bestand. Reichardts leidenschaftliche politische Schriftstellerei und seine Kritik der Teilnahmslosigkeit, die Goethe und Schiller der französischen

Bewegung gegenüber zeigten, zogen ihm die furchtbare Mißhandlung durch die Xenien zu, die ihn nicht nur als Politiker, sondern auch als Musiker und Mensch beschimpfen. Wenn er darin als hochmütiger, grober Baalspaff der heiligen Freiheit, als widriger Heuchler, als giftiger Skorpion, als gieriger Schmarotzer der Großen an den Schandpfahl gestellt wird, so überschreiten diese Angriffe, an denen Schiller die Hauptschuld trägt, in ihrer leidenschaftlichen Gehässigkeit jedes Maß und finden in dem tiefen politischen Gegensatz, der zwischen den Weimarer Dichtern und Reichardt klappte, nur teilweise ihre Erklärung. Jedenfalls bestätigt ein näheres Studium von Reichardts Charakter keineswegs das furchtbare Verdikt, das in ungerechtem Zorn über eine scharfe Kritik der Hören gegen ihn gefällt wird. Der revolutionäre Kapellmeister ist seinen Bekannten durch seine Zudringlichkeit, seinen Stolz, seinen Mangel an Takt oft genug unbequem geworden, aber seinen reinen Idealismus, seine opferfreudige Begeisterung für hohe Ziele darf niemand in Zweifel ziehen. Und wir modernen Menschen am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts sind ungewiß, ob wir den demokratischen Eifer Reichardts als einen Anfang politischen Denkens nicht höher einschätzen sollen als die kühle Gleichgiltigkeit der Dichtersheroen gegen alle politische Betätigung.

Für den Angefeindeten aber zogen bald wieder freundlichere Sterne herauf. Der freisinnige Minister Struensee öffnete ihm mit der stillschweigenden Billigung des Monarchen eine Stelle in seinem Departement als Salineninspektor in Halle. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Zweiten lachte ihm auch wieder die Gnade des Hofes. Die ersten Zeiten des jungen religiös freier denkenden Königs versöhnten ja die preußischen Liberalen mit der Regierung, und die Begeisterung jener Tage glaubte in Friedrich Wilhelm dem Dritten einen zweiten, mildern Friedrich den Großen auf dem Throne zu sehen. Reichardt verweilte jetzt wieder regelmäßig einen Teil des Jahres in der Residenz, wo er Opern und Singspiele glänzend zur Aufführung brachte. So wurde zur Huldigung des neuen Monarchen eines der liebenswürdigsten Werke Reichardts aufgeführt, das deutsche Singspiel: Die Geisterinsel, das Gotter nach Shakespeares Sturm bearbeitet hatte, und in dessen schöner Sprache der Glanz des Shakespearischen Genies noch fortleuchtet. Die Oper ist reich an reizenden, in das Ohr fallenden Melodien, zeigt aber auch kraftvolle Charakterzeichnung in den Figuren des tierischen Unholds Caliban und des zauberkundigen Weisen Prospero. Mit besonderer Vorliebe ist das junge Liebespaar Fernando und Miranda behandelt, und besonders die liebliche Tochter Prosperos entfaltet auch in Reichardts volkstümlicher Musik alle Goldseligkeit, die ihr des großen Briten Poesie geliehen hat. Das edelschöne Duett zwischen Prospero und Fernando „Ich zolle dir im Staube“ verdiente für den Konzertsaal wiedergewonnen zu werden. — Der äußere Erfolg des Singspiels war glänzend, und das Werk mußte sehr oft wiederholt werden.

Wie Reichardt so die musikalische Führerschaft in Berlin wiedergewann und in den nächsten Jahren das Berliner Musikleben durch seine Werke beherrschte, so gelang es ihm auch mit Goethe die Fäden wieder anzuknüpfen, deren Zerreißen ihm um so schmerzlicher gewesen war, als er das Beste seines

musikalischen Schaffens der schöpferischen Berührung mit dessen lyrischem Genius verdankte.

Als Goethe am Anfange des neuen Jahrhunderts auf den Tod erkrankt war, sandte ihm Reichardt einen Brief voll herzlicher Theilnahme, der den großen Mann an der Schwelle der Ewigkeit rühren mußte. Er antwortete ihm in liebevoll zarter Vertraulichkeit, erklärte ihr altes, tief gegründetes Verhältnis nun für wiederhergestellt und erbat von ihm seine neusten Liederweisen, damit er sich als Genesender wieder der Musik erfreuen könne. Im Jahre darauf besuchte er ihn dann in seinem Landhause zu Siebichenstein, wo Reichardts Tochter Luise ihm in seelenvollem Vortrage seine Lieder mit des Vaters Melodien vorsang. Diese Veröhnung gab Reichardts Talent neue Schwingen. In dieser Zeit hebt er sich über die schlicht volkstümliche Weise, die er auch in den Kompositionen Goethischer Lieder gepflegt hatte, hinaus und sucht die tiefsten Gedanken Goethes, wie er sie in Hymnen und Monologen ausspricht, in einem von Glück beeinflussten deklamatorischen Stile wiederzugeben. In der Form des Arioso, fast in modernem eindrucksvollem Sprachgesange findet er kräftige und schwungvolle, große und erhabne Töne für die dichterischen Offenbarungen und ist darin ein wichtiger Vorläufer des freilich viel reicher begabten Liederfängers Franz Schubert. Das Höchste leistet er in tief empfundenen Chorjagen, wie in dem zu Schillers Idealen oder zu Goethes Euphrosyne. In diesen Schöpfungen steht er viel höher als sein Nebenbuhler Zelter, der, obwohl von Goethe vor allen seinen musikalischen Interpreten begünstigt, sich in seinen Liederkompositionen, namentlich bei höhern Aufgaben, dem großen Genius sehr wenig ebenbürtig bewiesen hat. Des Weimarer Meisters nicht recht begreifliche Vorliebe ist wohl ebensosehr aus persönlichen Gründen als aus Goethes ziemlich geringem musikalischem Verständnisse zu erklären.

Die politischen Ereignisse verfolgte er auch fernerhin mit dem lebendigsten Interesse. Eine neue Reise nach Paris, bei der unser Komponist als internationale Berühmtheit dem Ersten Konsul vorgestellt wurde und mit dessen Gemahlin Josephine musizierte, eröffnete ihm einen tiefern Einblick in die französische Politik, und der Verkehr mit dem alten Freunde Graf Schlaberndorf, der in seiner ärmlichen Junggesellenwohnung in dem Hôtel des deux Siciles, mit einem zerrissenen Schlafrock bekleidet, die hervorragendsten Gäste empfing und durch den Reichtum und die Feinheit seines Geistes entzückte, entwickelte in ihm ganz neue Ansichten. In den Unterhaltungen mit dem gelehrten und tiefsinnigen Einsiedler ging Reichardt das eigentliche Wesen Bonapartes, den er bisher als Freiheitshelden bewundert hatte, und seiner Regierungsgrundsätze auf. Der Graf zeigte ihm, wie der Korze den Despotismus an die Stelle einer freien Verfassung gesetzt habe, wie die Pfaffenherrschaft und der Glaubenszwang in Frankreich von neuem ihren Einzug hielten, und die französischen Aufklärungsphilosophen wieder in den Bann getan würden. Mit dem ganzen Bildungstolze des gelehrten Deutschen zeigt er den kläglichen Rückschritt auf, den die französischen Schulen nach dem von Bonaparte eingeführten neuen Lehrplan machten. Mit souveräner Verachtung spricht er auf Grund der

geschichtlichen Erfahrungen dem französischen Volke überhaupt die Fähigkeit ab, die Freiheit zu ertragen und sich selbst zu regieren. Angesichts der Besetzung Hannovers durch den Ersten Konsul aber fragt er zornig, ob sich denn nicht in Deutschland ein Moritz von Sachsen finden wolle, der drohenden Universalherrschaft des neuen Karls des Fünften entgegenzutreten und zu verhindern, daß Bonaparte auf ein Land Einfluß gewinne, das in geistiger Kultur allen übrigen Völkern voranstehe.

Aus diesen Gesprächen ist dann der Gedanke entsprossen, an dessen Konzeption und Ausführung Schlaberndorf und Reichardt beide Anteil haben: dem nichtfranzösischen Europa ein Gemälde der napoleonischen Herrschaft zu entrollen, das geeignet sei, die schlummernde Energie der Völker zu wecken. Es ist das berühmte Buch: *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter ihm. Germanien 1804.*

Von Schlaberndorf rührt die Grundanlage und der bedeutende geistige Gehalt des Buches her. Aber dieser Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und reichen Lebenserfahrungen hätte aus eigener Kraft niemals ein solches Werk vollenden können. Gar manche Bücher hat er geplant; aber er kam nie weiter, als daß er das Titelblatt sauber schrieb und die Papierbogen zurechtlegte. Die Unternehmungslust, die selbstgewisse Kühnheit Reichardts mußten der tatenlosen Hamletsnatur Schlaberndorfs Flügel geben. Er nahm die reichen Materialien des Freundes, vermehrte sie durch selbständige Zusätze, brachte das Manuskript über die französische Grenze und unternahm das Wagnis, das Buch herauszugeben. Es machte gewaltiges Aufsehen, erschien in zahlreichen Auflagen und wurde ins Englische und in andre Sprachen übersetzt. Uns erscheint heute die Schrift, die in so erquickender Weise von dem Stolz deutscher Nationalbildung durchweht ist, als eine vaterländische Tat. Der freidenkende Graf, der einst als Kosmopolit am Herde der Revolution sein Quartier aufgeschlagen hatte, um der Günstlings- und Dunkelmännervirtschaft der preußischen Heimat zu entrinnen, ist sich in der Fremde seines deutschen Wesens tiefer bewußt geworden und wirkt nun im stillen, die Herrschaft Bonapartes über die Geister seiner Landsleute zu untergraben. Und der preußische Kapellmeister ist nicht minder von seinen undeutschen revolutionären Träumen geheilt. Im Namen der Geistesfreiheit protestiert er gegen die französische Gewaltherrschaft und wird ein Kämpfer im Streit für die Unabhängigkeit der deutschen Nation.

Napoleon war im höchsten Grade über das Erscheinen und den großen Erfolg der Schrift erbittert und forderte von der preußischen Regierung wiederholt die Bestrafung Reichardts, der bald als Verfasser genannt wurde. Wie es heißt, entging dieser nur dadurch einer für ihn gefährlichen Untersuchung, daß der Minister Hardenberg erklärte, er wisse, daß der Genannte nicht der Verfasser sei. Napoleon maß dieser Versicherung keinen Glauben bei und behielt den gefährlichen Federhelden im Auge, bis der Tag der Vergeltung kam.

Das sturmrollende Jahr 1805 zog herauf. Es schien, als wenn der traute Kreis der Reichardtschen Familie vor den Tagen des Elends noch ein-

mal das Glück so recht genießen solle. Reichardt zeichnete in behaglichem Rückblick seine Jugenderinnerungen auf und veröffentlichte sie in seiner Berliner musikalischen Zeitung. Mit den jüngern Romantikern Tieck, Arnim und Brentano stand er im lebhaftesten Verkehr, und das gastfreie Landhaus zu Siebichenstein verdiente sich den Namen: Die Herberge der Romantik. Namentlich an der berühmten Volksliederammlung, des Knaben Wunderhorn, nahm er den regsten Anteil, steuerte alte Texte und Weisen bei, und so finden wir in der ältesten Ausgabe die beiden Namen Goethe und Reichardt ehrenvoll vereinigt. Dem großen Dichter, dessen höchste lyrische Meisterwerke nur verklärte Volkslieder sind, wird die Sammlung gewidmet, und an Reichardt richtet Arnim ein gemüthvolles Nachwort, worin er auf seine Verdienste um das deutsche Volkslied rühmend hinweist. Wiederholt war 1805 Arnim in dem trauten Familienkreise, im blüthenvollen Mai, wo dann wohl in lauen Nächten im herrlichen Garten zum Nachtigallenschlage die schönen Töchter Reichardts, von Waldhörnern begleitet, die alten trauten Volkslieder anstimmten, und zu Weihnachten, wo er unter dem Lichterbaume sinnig beschenkt wurde. Auch der ritterliche Prinz Louis Ferdinand, von demselben Haß gegen Napoleon befeelt, erschien oft von seinem nahen Landgute Bettin, wie die vaterländisch gesinnten Professoren Schleiermacher und Steffens, Reichardts Schwiegerjohn.

Als dann im Oktober 1805 die Abrechnung mit Napoleon vor der Thür zu stehn schien, druckte Reichardt in der Berliner Musikzeitung ein altes Kriegslied von Zinkgraf mit seiner neuen Weise ab und pries den guten Kampf, der beginnen sollte. In dieser kriegerischen Stimmung ließ er auch die derbe politische Satire anonym in die Welt flattern, die offenen Briefe des Freiherrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut während ihres Leid- und Freudelebens zu Frankreich. Es ist ein persiflierender Nachklang seiner Pariser Reise, in dem der alte Freidenker seinen Gesinnungswandel schildert. Der für französische Freiheit und Gleichheit begeisterte deutsche Freiherr wallfahrtet nach Paris und erlebt im Lande seiner Träume eine Enttäuschung nach der andern. Die Marsseillaise ist aus der Mode gekommen, lächerlich geworden und wird schändlich parodiert. Nach manchem ähnlichen Abenteuer sucht sich der Junker bei der großen Parade auf dem Marsfelde in die Nähe seines Idols Bonaparte zu drängen, wird aber insolge einer unwillkürlichen Bewegung seines Prunkjäbels eines Mordanfalls verdächtig und in den Bicêtre gesperrt. Da bahnt sich der alte S. (Schlaberndorf) einen Weg zu dem Gefangnen, gießt Trost in sein tief verwundetes Herz und klärt ihn über das Trugbild der französischen Freiheit und den Wert der preußischen Staatseinrichtungen auf. So schildert Reichardt seine eigne Befehrung durch den Grafen Schlaberndorf. Auch diese Schrift sollte gegen den tyrannischen Napoleon Stimmung machen und den notwendigen Kampf vorbereiten.

Der Tag von Jena kam. Reichardt wußte, was ihm von Napoleon drohte. Er floh aus Halle und begab sich nach Königsberg, wo er als Protokollführer des Kommandanten von Kalkreuth tätig war und daneben die trüben Stunden der edeln Königin Luise mit seinen Liedern erheiterte. Eine

dauernde Stellung in preußischen Diensten konnte er aber nicht erhalten, obwohl sein kühner, leidenschaftlicher Patriotismus ihm die Achtung und die Zuneigung Steins erwarben. Und so zwang ihn nach dem Frieden von Tilsit ein Befehl Jeromes wie alle andern Ausgewanderten bei Strafe des Vermögensverlustes zur Rückkehr. Man fand ein treffliches Mittel, den festen Literaten zum Schweigen zu bringen. Auf ausdrücklichen Befehl Napoleons wurde Reichardt in Kassel als königlich westfälischer Kapelldirektor angestellt. Er durfte sich nicht weigern. Aber der über des Vaterlands Schmach ergrimimte Künstler vermochte es nicht, sich in die schwierigen Verhältnisse am leichtfertigen Hofe Jeromes zu finden. Eine Reise nach Wien, die er mit dem Auftrage unternahm, Gesangskräfte zu erwerben, schaffte ihm neue Verbindungen, sodaß er, als sein Urlaub ihm nicht verlängert wurde, der Kasseler Stellung entsagte, hoffend, in Wien festzuwurzeln. Aber der Krieg von 1809 brach aus, und seine Aussichten zerfielen. Seine Wiener Reisebriefe schildern diese Zeit. Die frohe Aussicht, an der Donau eine dauernde Zuflucht zu finden, die Erkenntnis, daß Deutschland nur durch Einigkeit frei werden könne, mildern das Urteil des preußischen Freigeistes über die Einrichtungen des Kaiserstaats. Mit feuriger Teilnahme verfolgt er die Erhebung Österreichs. Am Schlusse seiner Reisebriefe druckt er die Lieder österreichischer Wehrmänner von Collin ab und begleitet sie mit dem Wunsche, sie möchten jede schlummernde Größe in den Herzen der Krieger wecken zur Rettung des heiligen österreichischen Vaterlands und zum Verderben der Feinde. Kühn genug für einen Mann, der durch Landbesitz an den Aufenthalt in westfälischem Gebiete gefesselt war. Die zweite Ausgabe der Reisebriefe wurde in der Tat verboten.

Fortan hielt sich Reichardt still in seinem geliebten, aber jetzt ziemlich verödeten Siebichenstein. Aber wiederholt bekundete er öffentlich seine treu vaterländische Gesinnung. Die Gesamtausgabe seiner Goethelieder widmete er 1809 der Königin Luise, „der edelsten Königin, die je einen Thron verherrlichte.“ Und als die hohe Dulderin alsdann, ein Opfer ihrer seelischen Leiden, dahinschied, gab er seiner tiefen Trauer künstlerischen Ausdruck. Der Dichter Max von Schenkendorf und Reichardts Nefte Dorow veranstalteten in der Heimat des Künstlers Königsberg eine stimmungsvolle Gedächtnisfeier. In der romantisch katholizierenden Richtung dieser Tage glaubten sie für die Aufführung des Mozartschen Requiems die katholische Kirche wählen zu müssen, die mit schwarzem Trauerflor dicht verhängt und mit Kerzen reich erleuchtet war. Am Hochaltar stand der hohe Sarkophag mit einem himmelblauen, mit goldnen Sternen besäten Mantel bedeckt, der eine Königskrone trug; auf den schwarzen Stufen saßen liebliche Kinder mit einem silbernen Kreuz, Sonnenblumen, Lilien, Palmen und Rosen in den Händen. Ein Trauermarsch Reichardts und eine von ihm gesetzte Kantate nach Klopstocks toter Clarissa eröffneten die ergreifende Feier, eine letzte Huldigung der Romantiker an die verewigte Luise, eine Huldigung freilich, deren katholische Formen in der rationalistischen Stadt Rants manchen Anstoß erregten.

In demselben Jahre bildete sich in Berlin, von Achim von Arnim und Heinrich von Kleist gegründet, die christlich-deutsche Tischgesellschaft, die aus

den edelsten preußischen Patrioten bestehend, in heiterer Geselligkeit ernste Ziele verfolgte und die Befreiung des Vaterlands vom fränkischen Joche vorbereiten wollte. Schroff schloß sie deshalb alle undeutschen und philisterhaften Elemente aus ihren Reihen aus. Reichardt aber, der sich damals wieder längere Zeit in Berlin zur Vorbereitung einer Oper aufhielt, gehörte als Arnims Freund der Tischgesellschaft an und weilte auch öfter in Zelters Liedertafel, die in derselben Weise edle Musikpflege und preußisch-vaterländische Gesinnung vereinigte. Da ist gar manchemal Goethes herrliches Bundeslied erklingen, das der große Dichter mit warmen Worten in „Dichtung und Wahrheit“ der Nachwelt empfiehlt.

In den nächsten Jahren suchte Reichardt dann schweres Siechtum heim. Ein furchtbares Unterleibsleiden peinigte ihn jahrelang, und so wurde der leidenschaftliche Freund der Geselligkeit von den Menschen geflohen und litt unter dieser Vereinsamung schwer. Noch einmal aber erhob ihn aus dem Drucke dieser Trübsal und Geistesverdüsterung die frohe Botschaft der Erhebung von 1813. Als Friedrich Wilhelm der Dritte, um die Freiheit des Entschlusses zu gewinnen, aus dem von Franzosen besetzten Berlin nach Breslau zog und dort den energischen „Aufruf an mein Volk“ erließ, weilte Reichardt in dem Hause seiner Schwiegeröhne Raumer und Steffens in der schlesischen Hauptstadt. Ein Kreis warmherziger Patrioten sammelte sich um den Veteranen des publizistischen Kampfes gegen Napoleon. Der gebrechliche Kranke durfte sich noch in dem von allen Kriegern anerkannten Ruhme sonnen, als erster dem Korps in der höchsten Macht literarisch entgegengetreten zu sein. Man riß sich um seine bisher ängstlich verborgen gehaltenen Streitschriften. Sein großes schönes Auge leuchtete auf, wenn er den um ihn sich drängenden Jünglingen in begeisterter Rede zusprach, wenn er den spanischen Nationalliedern lauschte, die preußische, aus dem Freiheitskampfe im Süden zurückgekehrte Offiziere ihm mit hinreißendem Schwunge vorsangen, um sie von ihm aufgezeichnet zu erhalten.

Solche Augenblicke verkärten seine letzte Leidenszeit. Freudig sah er seinen Schwiegersohn Professor Steffens, den hochgemuten Norweger, der in der Not der Zeit ganz zum Deutschen geworden war, seine gesamte Hörerschare nach herzlicher Ansprache vom Katheder hinweg zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger führen. Und als die Freunde ins Feld gezogen waren, verfas der einsame Kranke Körners Lied von der Lützower Jagd mit einer Melodie und schickte es auf einem fliegenden Blatte hinaus. Jubelnd forderte er in einem Briefe vom Februar 1814 den alten Emigranten Schlaberndorf in Paris auf, in das Vaterland zurückzukehren, das nun wirklich wieder ein Vaterland sei. Bis zuletzt mit Entwürfen zu einer Siegeskantate für den Einzug des Königs in Berlin beschäftigt, starb er beglückt, daß seine Gebeine in befreiter deutscher Erde ruhten.

Seitdem hat man ihn lange vergessen, und wenn man seiner gedachte, geschah es in der Absicht, ihn zu schmähen oder seiner zu spotten. Jetzt aber ist sein Bild durch ernste Forschung der Kunsthistoriker und der politischen Geschichtsforscher wieder aufgerichtet worden und strahlt in reinem Glanze. In der Musik hat er auf dem Gebiete des Liedes ohne die höchste schöpferische

Begabung Treffliches geleistet, indem er sich mit der klassischen Schönheit genialer Gedichte ganz erfüllte und für sie einen würdigen musikalischen Ausdruck suchte. Als Kunstkritiker hat er auf das Große und Erhabne hingewiesen und die künstlerische Auferstehung unsrer großen Meister Gluck, Bach und Händel vorbereitet. Als Mensch hat er unzweifelhaft große Schwächen gehabt und es seinen Freunden nicht immer leicht gemacht, an seiner Seite auszuhalten. Wer aber aushielt, konnte in der Not das echte Gold seiner edelmütigen Freundschaft erproben. Eben so echt hat er sich als Patriot bewiesen, der in harten Kämpfen, in Zeiten eiserner Not sich eine politische Überzeugung erarbeitete und daran festhielt.

Unser Vaterland ist wieder erstanden durch den Bund zweier Gruppen von Männern. Die einen sind die einfältigen Seelen mit frommem Glauben und schlichter Anhänglichkeit an den Heimatboden. Ihnen soll ihre Ehre nicht geschmälert werden. Ist doch die Erhebung Preußens im Jahre 1813 ohne die Wiedergeburt des Glaubens wahrlich nicht zu denken. Die andern Männer sind freie, aufgeklärte Geister, groß geworden in der Schule Kant's. Sie haben ihren Preußenstolz gewonnen als Untertanen des großen Königs, in dem hohen Bewußtsein, einem Kulturstaate anzugehören, dessen Erhaltung der Franzose Mirabeau von dem Genius Europas erflehte. In der trüben Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten von dem Lichte der französischen Freiheit eine Weile geblendet, erfüllen sie sich mit neuem nationalen Selbstgefühl, als der junge König Friedrich Wilhelm der Dritte eine neue freiere Periode eröffnet. Als dann Druck und Not hereinbrechen, ist es die Erinnerung an den großen Friedrich, das Bewußtsein der Kulturmission des preußischen Staates, das sie aufrecht erhält, bis der Tag der Freiheit aufleuchtet.

Ein solcher Mann ist Johann Friedrich Reichardt gewesen, und er verdient es, als ein freisinniger Herold vaterländischen Sinnes von unserm weiterstrebenden Volke nicht vergessen zu werden. Hören wir doch in der Symphonie seines Lebens je später, je gewaltiger die Weise erklingen, der er in seiner Geisterinsel Töne geliehen hat:

Allmächtig ist die Liebe  
Zu dir, mein Vaterland!



## Eine Trojafahrt

Reiseerinnerungen von Friedrich Seiler

### 1. Die Reise nach Troja



ir waren unter der Leitung des Professors Dörpfeld, des ersten Sekretärs des Kaiserlichen Archäologischen Instituts zu Athen, schon durch den Peloponnes gezogen und durch das griechische Inselmeer gefahren (vgl. Grenzboten 1903, I. Vierteljahr, S. 37, 93, 340, 411, IV. Vierteljahr, S. 750, 824). Nun stand uns noch die letzte und romantischste der drei archäologischen Reisen bevor, die nach Troja.

An Bord eines kleinen griechischen Dampfers, der den reizvollen Namen „Aphrodite“ führte, fand sich unsre aus etwa dreißig Personen bestehende Gesellschaft zusammen,